

Joachim Schmiedl ISch

Joachim Schmiedl ISch (Säkularinstitut Schönstatt-Patres), geb. 1958, ist Professor für Mittlere und Neue Kirchengeschichte an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Vallendar. Ab Januar 2017 ist er Vorsitzender des Katholisch-Theologischen Fakultätentags.



Joachim Schmiedl ISch Identität und Diaspora in der Ordensgeschichte

Ordensleben heute vollzieht sich in Spannungen zwischen Gemeinschaftsleben und Beruf, zwischen Idealismus und Realität, zwischen einem Leben inmitten der Menschen in der Welt von heute und Rückzugsräumen. Doch ist das wirklich etwas Typisches für unsere Zeit? Haben das nicht alle Generationen durchmachen müssen, die unter dem Anspruch der Nachfolge Jesu angetreten sind? Ich möchte versuchen, einige historische Anmerkungen dazu beizusteuern. Drei Aspekte will ich jeweils kurz andeuten: Sammlung und Zerstreuung sind nicht erst Phänomene unserer globalisierten Gesellschaft, sondern finden sich im Ordensleben zu allen Zeiten, wenn auch in unterschiedlichen Formen und Intensitäten. Ein zentrierendes Element ist das Gemeinschaftsleben; doch welches Modell von Gemeinschaft oder Familie steht ei-

gentlich dahinter? Und schließlich soll ein Plädoyer für das Fluide unsere Überlegungen zusammenfassen.

1. Ein historischer Überblick: Sammlung und Zerstreuung

Zum Ursprungsimpuls jeder religiösen Gemeinschaft gehört die Sammlung. Das Modell dafür bieten die Einsiedler, die ab dem dritten Jahrhundert aus den ägyptischen Städten in die Wüste zogen, um sich ganz einem Leben in Gebet und Gottverbundenheit widmen zu können. Doch die „Apothegmata Patrum“, die Sammlung der Aussprüche der Wüstenväter und -mütter, wie auch die ersten Lebensbeschreibungen sind genauso voll vom Gegenteil: von den Zerstreuungen, die in ihren Gedanken weiterhin vorherrschten, von Versuchungen und Bildern, von inneren und äußeren Kämpfen.

Seither versucht jeder Orden seine eigene Antwort auf diese Spannung zu geben. Die Regel des hl. Benedikt gibt die klassische Antwort vor. Sie besteht in der Beständigkeit, an einem Ort zu bleiben – ein Gegenmodell zu den Wanderungsbewegungen, die unter dem Stichwort Völkerwanderung bekannt sind. Diese Stabilität des Ortes wird durch einen gleichmäßigen Lebensrhythmus nach einer gemeinsamen Regel ergänzt, der Gebet und Arbeit in lebbarer Weise miteinander verbindet. Das Ideal eines solchen Klosters finden wir im so genannten St. Galler Klosterplan: Alles, was das Kloster und der einzelne Mönch benötigt und wofür er seine Kräfte einsetzen soll, ist innerhalb der Mauern zu finden. Schade nur, dass ein Kloster nach diesem Plan nicht wirklich existierte und erst zwölf Jahrhunderte später in Messkirch nachgebaut wird.

Die Realität sah nämlich anders aus. Ab dem 9. Jahrhundert wurde Ordensleben zum Gebetsstress. Durch die vielen Menschen, die sich dem Gebet der Mönche anempfohlen, stieg das täglich zu leistende Pensum an Messfeiern und Psalmen. Das Gleichgewicht zwischen Gebet und Arbeit war dann gestört, wenn wie in Cluny täglich 137 Psalmen zu beten, zwei gemeinschaftliche Hochämter zu feiern und noch mehrere Privatmessen für Verstorbene zu lesen waren. Zerstreung kann auch in übermäßiger Frömmigkeit bestehen.

Die benediktinische Neugründung der Zisterzienser hatte mit anderen Problemen zu kämpfen. Ihre Klöster hatten nicht mehr alle Funktionen innerhalb der Mauern, sondern sie wurden zu großen Wirtschaftsunternehmen mit Filialen in einem großen Umkreis. Auf Grangien wurden die Produkte ange-

baut und verarbeitet. Verkauft werden mussten sie dort, wo Menschen sie abnehmen konnten, nämlich in den Städten. Weil die Zisterzienser nicht nur selbst für die Bestellung des Bodens zuständig waren, sondern auch den Vertrieb übernahmen, richteten sie in Städten und anderen Handelsplätzen Stadthäuser ein, die ihnen als Absteige und Verkaufsplatz dienten. Für diese Aufgaben wurde eine zweite Form von Klosterbrüdern eingeführt. Die Konversen waren für die körperlichen Arbeiten verantwortlich, die sie mit Tagelöhnern und fremden Handwerkern zusammen ausführten. Viele Konversen arbeiteten deshalb auch nicht direkt im Kloster, sondern auf den Höfen der Zisterzienser, den Grangien. Die Oberleitung der Ökonomie und damit auch der Grangien lag in den Händen des Cellerars, der ein Mönch war. Die Anzahl der Konversen war sehr groß. So lebten in Clairvaux um 1150 etwa 200 Mönche und 300 Konversen. Rievaulx war um 1165 von 150 Mönchen und 500 Laienbrüdern belegt. Identitätsfindung durch Abgrenzung der Aufgabengebiete, ja Trennung in unterschiedliche Klassen! Dieses Modell wurde in den Frauengemeinschaften bis zum Zweiten Vatikanischen Konzil praktiziert. Der Sammlung konnten sich die Nonnen widmen, die Laienschwestern dagegen hatten in ihrem Tagesablauf weniger gesicherte Zeiten für das Gebet. Sie hatten die Last der Arbeit zu tragen.

Die Bewegung des hl. Franziskus musste und muss mit wieder anderen Problemen kämpfen. Der Stabilität setzte der Heilige die Mobilität entgegen. Als Wanderprediger immer unterwegs, häufig von einem Konvent in einen anderen versetzt, sind die Franziskaner ein

typisches Modell für ein Leben in der Zerstreuung. Franziskus selbst hatte diese Spannung, in die ihn sein Engagement für die Ärmsten und am Rand der Gesellschaft Stehenden geführt hatte, gespürt, als er sich frühzeitig von der Leitung seiner Gemeinschaft zurückzog. Die mystischen Begegnungen in der Anfangszeit unter dem Kreuz von San Damiano und gegen Ende seines Lebens auf dem Berg La Verna verdeutlichen die Sehnsucht nach Sammlung und Vereinigung mit dem, der sich in seiner Kenosis ganz den Menschen zugewandt hatte. Bis heute kennt franziskanisches Leben diese Spannung zwischen der totalen Hinwendung zu den Menschen und der zeitweisen Möglichkeit des Rückzugs in die Einsamkeit, um wieder neu zur persönlichen und gemeinschaftlichen Identität zu finden.

Bei den zeitgleich gegründeten Dominikanern findet sich eine ähnliche Spannung. Sie ist allerdings durch die Betonung des Studiums als der intellektuellen Beschäftigung mit dem Gottesgeheimnis und der Weitervermittlung in Predigt und Verkündigung – „contemplata aliis tradere“ – eher als bei den Franziskanern aufzulösen. Ignatius von Loyola versuchte Sammlung und Zerstreuung durch die Klammer des Gehorsams und die Sendung durch den Papst zu verbinden. Seine Weisung an die Studenten, sich mit einer Stunde Gebet pro Tag zu begnügen und den Rest der Zeit dem Studium zu widmen, ist eine klare Prioritätensetzung für das Apostolat und die Vorbereitung darauf.

Anders bei den Frauenorden. Seit dem späten Mittelalter wurden sie hinter Klostermauern versteckt. „Periculosa“, gefährlich sei es ohne diese. Das Konzil von Trient schrieb neben einem um-

mauerten Gelände auch noch Gitter in den Sprechzimmern vor. Dass diese Sicherungsmittel aber nicht automatisch zur Sammlung der Nonnen beitrugen, zeigt das Beispiel der Teresa von Avila, die auf dem Weg über die Sprechzimmer die zerstreute Kommunikation des städtischen Klatsches in das Kloster hinein ließ. Ihr eigener Weg führte sie erst dann in die Mitte der Seelenburg, als sie die schützende Klausur verließ, um in der Aktion die Kontemplation zu finden.

Diesen Weg gingen dann die apostolischen Orden und Kongregationen. Klassisch sind die Weisungen des französischen Priesters Vinzenz von Paul, der die Klausur des Herzens im Kreuzgang der Straßen der Stadt ansiedelte. Eine solche Aussage führt direkt zur Grundintuition der Säkularinstitute, für deren Mitglieder die „Welt“ kein Hindernis für die Gottesbeziehung darstellt, sondern vielmehr der Weg ist, um die Zerstreuung in die Sammlung zu integrieren.

An den Möglichkeiten, die Spannung zwischen Sammlung und Zerstreuung auszuhalten, lassen sich somit die verschiedenen Wege der Nachfolge Jesu aufzeigen. Immer aber bedarf es zentrierender Elemente. Ist das Bild der Familie für religiöse Gemeinschaften geeignet, diese Spannung zu integrieren?

2. Das Familienmodell – ein geeignetes Bild für das Ordensleben?

Auf der Bischofssynode im Oktober 2015 haben viele Bischöfe offen über ihre eigenen Familienerfahrungen berichtet. Dabei wurde eine große Variationsbreite festgestellt: Bischöfe erleben

in ihren eigenen Familien intakte eheliche Gemeinschaften, zerbrochene Beziehungen, Patchwork-Beziehungen, gleichgeschlechtliche Partnerschaften usw. Diese offenkundig gewordene und immer öffentlicher diskutierte Pluralität ist ein Zeichen unserer Zeit. Doch darf sie nicht darüber hinwegtäuschen, dass auch in früheren Zeiten das Familienleben alles andere als ein Idyll darstellte. Die Mehrgenerationenfamilie mit vielen Kindern, die friedlich unter einem Haus zusammenlebte, ist schon deshalb ein Mythos, weil bis in das 20. Jahrhundert hinein die Säuglings- und Kleinkindersterblichkeit so hoch war, dass nur wenige Kinder das Jugendalter erreichten. Im ländlichen Bereich und in den handwerklichen Berufen waren zwar Wohn- und Arbeitsstätte meistens in einem Haus, doch gehörte zur Ausbildung von Gesellen eine mehrjährige Wanderschaft und wurden Familien häufiger durch Krieg, Krankheit oder Tod eines Ehepartners auseinandergerissen, als dies heute der Fall ist.

Die Industrialisierung seit dem letzten Viertel des 18. Jahrhunderts verstärkte jedoch die Sehnsucht nach dem Mythos einer heilen Familie. In dieser Zeit entstand auch die Verehrung der Heiligen Familie, die zur massenhaften Verbreitung des klassischen Schlafzimmerbildes von Maria und Josef mit dem kleinen Jesus in der Mitte sowie im 19. Jahrhundert zur Gründung von Ordensgemeinschaften unter diesem spirituellen Leitmotiv führte.

Dieses Leitbild der Heiligen Familie kontrastierte – ganz abgesehen von der Fragwürdigkeit der Exemplarität der idyllischen Ein-Kind-Familie, wie sie die Tradition der Kirche für Jesus annimmt – der Lebenswirklichkeit der

meisten Menschen in der Industriegesellschaft. Im Ordensleben entspricht es zwar der ausgesprochenen oder unausgesprochenen Sehnsucht nach intakten Beziehungen zwischen den Mitgliedern, nach freundschaftlich-geschwisterlicher Beheimatung in den Klöstern und Hausgemeinschaften, unterliegt aber den aus den Herkunftsfamilien übernommenen Befähigungen oder Belastungen für ein engeres Zusammenleben. Der Abstand von der Gemeinschaft ist deshalb auch eine Chance, Gemein-

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

schaft neu zu schätzen und die Gemeinschaftsfähigkeit wieder zu erlernen. Zudem gehört zum Erleben der meisten Ordensleute, dass Familienhaftigkeit in der eigenen Gemeinschaft oft nicht erfahren wird. Die Diaspora der Orden mit kleinen Kommunitäten und der Trennung von Arbeits- und Lebensbereich fordert zu einem Überdenken des Familienideals heraus. Damit stehen die Orden in der Realität der Gesellschaft. Sie können und müssen deren Beziehungsprobleme durchtragen und lösen helfen. Das Modell der Familie als Modell für Orden bereitet also Schwierigkeiten. Die Gefahr besteht, dass es aus erwachsenen Menschen Kinder auf Lebenszeit macht, deren Abhängigkeit und Un-

selbstständigkeit spirituell verklärt wird. Das mit dem Idealbild der Familie verbundene Ziel war zweifellos, die Gemeinschaft stabil zu halten. Doch kann und will ein Orden überhaupt stabil sein? Wäre das nicht das Ende jeder Erneuerung? Ich plädiere deshalb für eine neue Hochschätzung des Fluiden, des Unsicheren, der Instabilität.

3. Ein Plädoyer für das Fluide

Die meisten Gründungsimpulse fordern, wie ich im ersten Teil unserer Überlegungen dargelegt habe, die Einheit und Identität einer Gemeinschaft unter den Prämissen einer *vita communis* und einer klaren Regel und Lebensform. Bis in die letzten Jahrzehnte wurde zudem betont, dass der Eintritt in eine religiöse Familie den Bruch mit der Herkunftsfamilie implizierte, sichtbar gemacht durch restriktive Regelungen für Heimaturlaub oder Teilnahme an Feierlichkeiten und Traueranlässen in der Herkunftsfamilie. In dem Maße, in dem diese klare Trennung nicht mehr vollzogen wird, auch nicht mehr vollzogen werden kann und will, entstehen multiple Identitäten. Ich bin in einer anderen Rolle in meiner Gemeinschaft als in meinem Beruf, in meinem Freundeskreis oder in meinem apostolischen Umfeld. Und die Rollen verändern sich in längerem oder kürzerem Abstand. Je nach Lebensalter, nach Lebensphase, nach Zufriedenheit oder Krise tritt die eine oder andere Identität in den Vordergrund.

Die Orden erleben mit ihren Mitgliedern das, was Gesellschaft und Kirche prägt. Für das Jahrhundert etwa zwischen 1850 und 1950 wird in der Forschung für Deutschland diagnostiziert, dass

sich die Gesellschaft in sozialmoralische Milieus aufteilte. Das sozialistische Arbeitermilieu, das protestantische und vor allem das katholische Milieu waren Träger klar definierter kollektiver Identitäten. Die Mehrzahl der Katholiken ging regelmäßig in den Sonntagsgottesdienst, empfing das Bußsakrament, heiratete katholisch und erzog die Kinder in diesem Glauben, die mindestens katholische Volksschulen besuchten und über die Jugendarbeit wieder selbst in diese Weltanschauung hineinwuchsen, die durch katholische Zeitungen und Zeitschriften, die Mitgliedschaft in katholischen Vereinen und anlässlich von Wahlen das Kreuzchen bei der Zentrumspartei gestärkt wurde. Wichtige Träger dieses katholischen Milieus waren auch die Orden, in denen in den Jahrzehnten vor dem Konzil eine starke Konzentration auf traditionale Formen stattfand. Disziplin und Gehorsam wurden betont, obwohl die Erfahrungen und Erlebniswelten der Mitglieder, nicht zuletzt durch die Weltkriegssituation in der Heimat und an der Front, bereits eine ganz andere Sprache forderten. Nicht zufällig bekamen deshalb die Orden dann ihre großen Krisen, als das Milieu sich aufzulösen begann, woran nicht erst das Zweite Vatikanische Konzil und die Transformationen der 1968er schuld sind.

Parallel zur Auflösung der Milieus taucht in den Analysen der 1960er Jahre der Begriff „pluralistische Gesellschaft“ auf. Die Weltkirche hat auf dem Konzil diese Wandlung positiv aufgegriffen – „*Gaudium et spes*“, „*Dignitatis humanae*“ und „*Nostra aetate*“ sind die wegweisenden Dokumente. Nicht so wagemutig waren dann die Bischöfe in ihren Diözesen. Experimente in der Li-



turgie, in den Lebensformen und in den theologischen Zugängen zur Welt trafen bald auf Warnungen vor zu vielen Unsicherheiten. Die Versuchungen des Traditionalismus und Fundamentalismus lassen sich nicht auf zahlenmäßig kleine Gruppen um Erzbischof Lefebvre und die lateinische Messe eingrenzen. Sie zeigen sich in den Gemeinschaften in vielfältigen Erscheinungsformen geistiger und spiritueller Enge. Doch von Mauern sind unsere Gemeinschaften schon lange nicht mehr umgeben. Die Welt ist in den Orden sehr viel mehr präsent als zu anderen Zeiten. So braucht es auch andere Formen der Ordensexistenz, um als qualifizierte Minderheit das Evangelium leben und bezeugen zu können.

Ich plädiere deshalb für ein beherztes Ja zu dem Fluiden unserer nun nicht mehr nur pluralistischen, sondern globalen Gesellschaft. Das bedeutet zum einen,

die Unterschiedlichkeit der Persönlichkeiten in den Gemeinschaften, aber auch die verschiedenen Identitäten und Rollen der Mitschwestern und Mitbrüder zu akzeptieren, nicht als Gefahr, sondern als Chance zur Bereicherung des miteinander zu gestaltenden Lebens. Zum zweiten können solche Gemeinschaften in ihrer Differenzierung, aber auch in der gemeinsamen Suche nach einenden Elementen anderen Suchenden Heimat und Stütze bieten. Viele Klöster bieten Räume an, in denen spirituelle Erfahrungen gemacht und ins Wort gebracht werden können. Schließlich kann das Bekenntnis zu fluiden Existenzen auch ein Beitrag sein, die Spiritualitäten unserer Gemeinschaften „welthaft“ zu ergänzen – die Unsicherheiten nicht zu verdrängen, sondern als Weg zu innerer Reifung und geistlicher Weite aufzufassen.

„Doch kann und will ein Orden
überhaupt stabil sein?

Wäre das nicht das Ende jeder
Erneuerung?

Ich plädiere deshalb für eine neue
Hochschätzung des Fluiden, des
Unsicheren, der Instabilität.“

P. Joachim Schmiidl ISch